

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 68. Bromberg, den 24. März 1937

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter.

(20. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ja, der Gedanke kam über ihn: Ob er noch ein Recht hatte, hier seine Erholung und seinem Vergnügen zu leben, während sie daheim für ihn arbeiteten und sein Werk treiben mußten.

„Es ist ja nicht mein Werk mehr!“ rechtfertigte er sich vor sich selbst. „Ich habe es ihnen ausgehändigt, ihnen bis zum Überfluß gegeben und für mich nur so viel zurückbehalten, wie ich für ein Jahr zum unbekümmerten Leben brauche. Und wenn ich jetzt nach Hause zurückkehrte, so wäre es eben kein Jahr mehr, sondern vielleicht nur wenige Wochen — und würde ihnen so wenig nützen wie mir.“

So fühlte er sich auch von einer solchen Verpflichtung entbunden. Nein, es war nicht nur sein Recht, es war Notwendigkeit, den einmal eingeschlagenen Weg folgerichtig weiterzugehen und die ihm gelassene Frist auszunutzen, solange er sie noch ausnutzen konnte. Jetzt zumal, wo sie ihm in ihrer Kürze schön und lobenswert erschien.

Er hatte für den heutigen Tag keine feste Vereinbarung mit seiner kleinen Begleiterin getroffen. Nur des Abends wollte er mit ihr zusammensein.

Jetzt aber wurde das Verlangen in ihm wach, sie schon früher zu sehen. Und da er wußte, wo er sie finden würde, nahm er Hut und Mantel.

In dem Augenblick aber, in dem er die Tür öffnete, fühlte er sein Herz so heftig und aufrührerisch sich regen, daß er einen Anfall fürchtete und den Gedanken eines Ausganges aufgeben mußte.

So beschloß er, bis zum Abend zu warten und in voller Ruhe auf seinem Zimmer zu bleiben.

Gern hätte er sie jetzt um sich gehabt. Aber sie durch einen anderen zu sich zu bitten, war nicht möglich. Und es war gewiß auch besser so.

Der gefürchtete Anfall trat nicht ein, und das Herz beruhigte sich.

Nun aber schlich der Tag entsetzlich langsam dahin. Schlafen konnte er nicht, und zum Lesen fehlte ihm die rechte Stimmung.

Das Alleinsein mag für den Gesunden gut und heilsam sein. Für den Kranken ist es unerträglich.

Wollte dieser Tag kein Ende nehmen?

Er stand auf, nahm ein Buch, begann zu lesen.

Da pochte es an seine Tür . . . leise, zaghaft.

Er wußte, daß es niemand anders sein konnte.

Als hätten seine Gedanken sie herbeigerufen. Denn es war das erste Mal, daß sie zu ihm kam.

„Ich konnte nicht länger warten“, sagte sie, indem sie sich zu ihm setzte. „Ich hatte den ganzen Tag über eine Unruhe, als ginge es Ihnen nicht gut, als wäre Ihnen etwas zugestoßen. Und ich habe mich nicht getäuscht . . . Sie sind krank.“

„Ich denke nicht daran“, erwiderte er, seine freudige Bestürzung verbergend. „Sie haben mich nur zu sehr verwöhnt. Das Alleinsein bekommt mir nicht mehr. Das ist alles. Nun aber werde ich mich fertigmachen. Wir werden einen Wagen nehmen und zur Nacht speisen. Sie sind ja ganz festlich angezogen. Vielleicht hatten Sie denselben Gedanken.“

„Vielleicht war es so.“

Und sie strich liebevoll und nicht ohne Stolz mit der dunkelbraunen, stark ausgebildeten Hand über das leichte Seidenkleid, das ihre anmutige Gestalt im besten Licht zeigte.

„So werde ich ein gleiches tun. Ein paar Minuten müssen Sie mich entschuldigen.“

Sie begab sich nach unten, dort auf ihn zu warten.

Er aber nahm die Abendjacke aus dem Schrank, die nun seit langer Zeit wieder ihre Bestimmung erfüllte, wählte mit Sorgfalt Wäsche und Binde, und, als er in den Spiegel sah, was er nur in sehr seltenen Fällen tat, fand er, daß er eine stattliche Figur machte und weder alt noch krank aussah.

Nun saßen sie an demselben Tisch, an dem sie nach ihrer Strandfahrt gesessen, tranken wie damals Chianti, und er ließ alles hinter sich, was ihn den Tag über beschäftigt und bewegt hatte, sprach mehr als sonst, war aufgeräumt und guter Dinge.

Auch sie plauderte in ihrer heiteren Art und erzählte allerlei Abenteuer, die sie erlebt hatte.

„Das kommt davon, wenn sie mich den ganzen Tag allein lassen.“

Und zwischen den dunklen, langschattigen Wimpern traf ihn ein schelmischer Blick.

Es war spät geworden. Viele Gäste gingen bereits, und die Tische um sie her wurden leer.

Da rief auch er den Kellner, um zu bezahlen.

Sie aber legte ihm die Hand auf den Arm, sah ihn mit einem bittenden Blick an:

„Noch nicht! Noch ein wenig wollen wir bleiben. Es ist so schön hier, und es ist . . .“

Sie brach ab. Eine leichte Blässe flog über ihr Gesicht.

„Es ist das letztemal, das wir zusammen sind.“

„Das letztemal? Was wollen Sie damit sagen?“

„Daß ich morgen früh abreisen werde.“

„Sie . . . abreisen? Das ist ja Unsinn! Vollkommener Unsinn ist es! Sie denken gar nicht daran.“

„Ich denke sehr stark daran.“

„Und weshalb? Wenn ich fragen darf?“

„Weil ich lange genug von Hause fortgewesen bin, und es die höchste Zeit ist, daß ich zurückkomme.“

„Sie erzählten mir, daß Sie allein wären und niemand hätten, der sich um Sie kümmert.“

„Nein, den habe ich auch nicht.“

„Nun also!“

Einen Augenblick zauderte sie.

„Ich will auf der Rückreise in Halle eine Hochzeit mitmachen. Eine Base von mir, die einzige, die ich habe, heiratet.“

„Drahten Sie ab! Wir können es gleich von hier aus machen.“

„Das geht nicht.“

„Weil Sie unbedingt dabei sein müssen?“

„Ich muß nicht. Aber ich möchte.“

„Weil Sie einmal wieder unter jungen Menschen sein und nach Herzenslust tanzen möchten?“

„Ich tanze für mein Leben gern."

„Nun dann reisen Sie!"

Er rief den Kellner, bezahlte, sagte nichts mehr.

Aber eine Saite, die in diesen letzten Tagen trotz Krankheit und Todesgedanken heil und froh geklungen, war zerrissen. Und eine tiefe Traurigkeit war in ihm. Doch auch mit ihr mußte er fertig werden.

Er füllte sein Glas, trank es in einem Zuge leer, erhob sich.

Da fühlte er ihre Hand auf seiner Schulter. Ob sie ihn niederzog, ob er sich selber wieder setzte, das wußte er nicht.

„Warum machen Sie mir es denn so entsetzlich schwer?" vernahm er ihre Stimme in leiser, aber leidenschaftlicher Aufwallung. Warum wollen Sie mich zwingen zu sagen, was ich nicht sagen möchte? Das sind ja alles ganz nebensächliche Gründe. Natürlich wollte ich die Hochzeit mitmachen, natürlich tanze ich gern und freute mich darauf. Aber wie tausendmal lieber ich hierbleibe, in diesem herrlichen Süden . . . weiter, immer weiter reiste . . . mit Ihnen . . . ja, soll ich Ihnen das noch ausdrücklich versichern?"

„Wenn es so ist, weshalb bleiben Sie denn nicht?"

„Sehr einfach. Weil ich nicht kann. Weil meine Mittel zu Ende sind."

Nun war es heraus, und es war ihr nicht leicht geworden. Gerade ihm wollte sie es nie bekennen.

Ihm aber war, als hätte sich ein schwerer Stein von seinem Herzen gewälzt.

„Das also ist es! Sehen Sie . . . von vornherein hatte ich es mir gedacht. Jeden Tag wartete ich darauf, daß Sie einmal mit dem Bekenntnis herausrücken würden, nein, das hätten Sie nie getan. Dazu sind Sie viel zu stolz und viel zu eigensinnig. Ich aber glaubte, ich würde es von solber merken."

„Aber fangen Sie nicht wieder davon an, daß Sie für mich bezahlen, mich womöglich auf der Reise freihalten wollen. Ich kann es nicht anhören und will es nicht. Unter keinen Umständen will ich es!"

So energisch erwiderte sie es, so selbstbewußt, daß er wußte, daß er ihrer Energie eine größere entgegenzusetzen hatte.

„Aber ich will es. Und da Sie mir erst vor wenigen Tagen sagten, daß ich Ihnen wie Ihr Vater erschiene und ich es gern sein möchte, so haben Sie sich nach meinem Willen zu richten."

„Nicht in allem . . . hierin nicht."

„Ich erzählte Ihnen, daß ich ein reicher Mann wäre . . ."

„Zweihundert Angestellte!" sagte sie mit dem Anflug des alten Scherzes. Und ihr aufleuchtender Blick glitt in stiller Bewunderung über seine ernsten Züge.

„Ich erzählte Ihnen aber auch, daß ich ein kranker Mann wäre, der nur eine kurzbemessene Frist noch zu leben hat. Nein, ich wollte Sie nicht traurig stimmen. Nur fragen wollte ich Sie, ob Sie denn nicht verstehen, daß das Geld den Wert für mich nicht mehr haben kann wie für andere Menschen. Doch ich will wahr sein", fuhr er in seiner Offenherzigkeit fort. „Es hat für mich noch Wert, jetzt hat es für mich Wert. Schließlich ist es doch nur Selbstsucht . . . nichts als Selbstsucht. Eine Freude, die ich mir selbst bereite. Und es wäre ein Unrecht von Ihnen, wenn Sie mir die nehmen wollten."

„Dann möchte ich mit Ihnen reisen."

*

So fließen die Tage, die Wochen dahin. Und sie pflücken den Tag wie eine schöne Blume, die eine Weile blüht und duftet und dann vergeht. Und sie vergessen sich und alles um sie her, als gäbe es außer dem ewigen Rom nichts mehr auf der Welt.

Insbesondere tut es Friedrich Vandekamp. Dabei bleibt er stets besonnen, auch in seinem Verhalten seiner jungen Begleiterin gegenüber.

Was er an ihr am meisten liebt?

Daß er für sie sorgen, ihr mit väterlicher Ritterlichkeit zur Seite stehen, die unter Mühen und Entbehrungen erkaufte Reise ihr so schön und froh gestalten kann, wie es in seinen Kräften steht.

„Was wären Sie für ein wundervoller Mann", sagt sie einmal zu ihm, „wenn Sie nicht ein so entsetzlicher Pedant wären. Aber auch so mag ich Sie gern . . . es gehört nun einmal zu Ihnen."

Ja . . . sie hat ihn gern und gewinnt ihn mit jedem Tage lieber.

Zwei Menschen, beide einsam, beide bisher auf ihren eigenen Weg gewiesen, haben sich auf einer Reise ins Ungewisse gefunden. Was kommt es darauf an: ob der eine alt, der andere jung, dieser reich und jener arm ist?

Daß sie ihr Alleinsein fühlten, daß es die Sehnsucht in ihnen weckte nach einem Menschen, das ist das Entscheidende. Alles andere ist wesenlos.

*

Eines Morgens findet Friedrich Vandekamp auf seinem Frühstücksplatz einen Brief, der ihn in einiges Staunen versetzt. Denn er kommt von Timm.

Mit aufmerksam gespannter Miene liest er, runzelt die Stirn, legt den Brief neben sein Gedeck, sagt aber kein Wort. Denn er spricht niemals mit Dolly über geschäftliche oder häusliche Angelegenheiten.

Sie merkt, daß ihm allerlei durch den Kopf geht, tut aber keine Frage, nimmt ihren Reiseführer, die Tageseinteilung zu entwerfen und ihm vorzutragen.

Er gibt sich den Anschein, als höre er zu. Sie aber fühlt, daß er zerstreut und mit seinen Gedanken ganz wo anders ist. Doch auch diesmal sagt sie nichts.

„Alles schön!" entgegnet er aus seinem Sinnen heraus. „Aber Sie werden es heute allein machen müssen."

„Allein? Ohne Sie?"

Er vernimmt die Enttäuschung, die aus ihrer Frage spricht.

„Es wird nicht anders gehen. Ich habe eine geschäftliche Nachricht von meinem Sohn erhalten, die ich nicht erwartet habe und die ich erledigen muß. So einfach ist das aber nicht. Ich werde deshalb zu Hause bleiben, alles in Ruhe überlegen und beantworten."

Aber kaum ist sie fort, da wird ihm leid, was er getan hat. Er möchte aufspringen, ihr nacheilen, sie zurückrufen.

Aber nein . . . dazu ist die Nachricht, die er eben von seinem Sohn erhalten, zu ernst.

Er nimmt den Brief, begibt sich auf sein Zimmer, liest noch einmal in Ruhe, was Timm ihm in langer, klarer Auseinandersetzung schreibt.

Es ist nichts Umstürzendes, nichts, was eine sofortige Entscheidung fordert. Aber immerhin etwas sehr Ernstes, etwas, was er wissen, zu dem er Stellung nehmen muß.

Er hat es damals gleich gedacht, daß in Söna Sentlands Brief der Wunsch, ihn nicht aufzuregen, die Feder geführt.

Timms Worte klingen anders. Seine Sprache ist unverhüllt und fern von solcher zarten Rücksicht. Sie geben ihm zu denken, weil er die Art seines Sohnes kennt, alles, solange es möglich ist, von der guten Seite zu nehmen.

Er unterbreitet eine Reihe durchaus annehmbarer Vorschläge, will aber keinen ohne die Zustimmung des Vaters ausführen. Deshalb schreibt er ihm, selbst auf die Gefahr, seine Erholung zu gefährden.

Friedrich Vandekamp wägt alles auf das Genaueste, stimmt einem Vorschlag zu, verwirft ihn dann wieder, beschäftigt sich mit dem nächsten, hat auch gegen ihn Bedenken, schreibt einen langen Brief, vernichtet ihn, fängt ihn von vorne an. Dann schreibt er . . . Satz für Satz . . . Zeile für Zeile, ohne die Feder abzusetzen, aber in gesammelter Ruhe und Festigkeit.

Darüber ist der Vormittag vergangen. Er verspürt Hunger, läßt sich ein wenig Essen auf sein Zimmer bringen.

„Wo sie jetzt sein mag?" geht es ihm durch den von Geschäftssorgen jetzt befreiten Kopf. „Gewiß in den vatikanischen Sammlungen oder in der Engelsburg. Das sind ja die ihr liebsten Stätten."

Die Sonne gleißt durch die dünnen Fenstervorhänge. Es scheint ein herrlicher Tag draußen zu sein.

Nein, er wird nicht länger in dem dumpfen Zimmer bleiben. Er wird zur Post fahren, den Brief, den er keiner fremden Hand anvertrauen darf, selbst abliefern, einschreiben und durch Eilboten befördern lassen.

Als er seine Angelegenheit erledigt hat, nimmt er einen Autobus. An der alten, zu den sieben Pilgerkirchen Roms gehörenden Kirche San Sebastiano, vorbei auch an den gewaltig ragenden Überresten des Zirkus Maxentius gelangt er zu dem Grabmal der Cäcilia Metella.

Weiter wandert er die Straße . . . eine ganze Weile, freut sich, wie leicht und rüstig sein Fuß ihn trägt.

Jetzt steht er an dem Tempelrundbau ... mächtiger werden die Erinnerungen.

Hier ... er stutzt. Täuschen seine Augen?

Aber schon hat sie ihn erkannt, ist ihm entgegengeeilt, Freude glänzt in ihren Augen, Freude zittert in der Hand, die sie ihm entgegenstreckt.

„Sollte das nun sein? Oder ist es ein Zufall? Nein kein Zufall: Sie sind es! Sie haben geahnt, daß ich hier sein würde, wo wir zum erstenmal ... gewußt haben Sie es!"

Sie spricht mit erstickter Stimme lacht dazwischen, kämpft dann wieder mit den Tränen. Sie weint leicht, besonders, wenn sie sehr glücklich ist.

Jetzt erst sieht er, daß sie nicht allein ist.

Ein junger Mann, dessen Kleidung und Auftreten man sofort die Sicherheit anmerkt, die das Bewußtsein guter Familie und Abstammung eingibt, ist in ihrer Begleitung.

Er hat sich solange zurückgehalten, tritt jetzt aber näher und bittet, vorgestellt zu werden.

„Wahrhaftig! Ich hatte Sie ganz vergessen", sprudelt sie in ihrer unverfrorenen Natürlichkeit hervor. „Sie müssen es entschuldigen. Dies unvermutete Wiedersehen ... Herr Dr. Muskate ... er kennt Sie, Herr Vandekamp ... ganz genau kennt er Sie .. seine Firma hat viele Briefe mit der Ihren gewechselt, er selber hat sie in Stenogramm gegeben."

„Schneider und Wilke in Stettin", erläutert der andere kurz.

„Schneider und Wilke?" fragt Friedrich Vandekamp. „Natürlich kenne ich Sie. Wir tauschten nicht nur Briefe, wir besuchten uns auch. In der letzten Zeit, nachdem unser Danzig vom Vaterland ganz und gar abgeschnitten wurde, war ich es, der Ihren Herrn Vater ... ich meine den alten Schneider ... Fritz Schneider ... aber nein, Sie tragen ja einen anderen Namen."

„Fritz Schneider war mein Onkel und starb vor zwei Jahren."

„Werden wir noch ein wenig wandern?" wendet sich das Mädchen zu dem Fremden.

„Wenn es für Sie nicht zuviel sein wird", sagt Dr. Muskate zu Friedrich Vandekamp.

Dem ist seine Rücksichtnahme wenig lieb.

„Ich gehe gern", antwortet er.

„Vielleicht fahren wir erst eine kleine Strecke, Mein Wagen wartet drüben auf uns."

„Ja, denken Sie, Dr. Muskate hat seinen eigenen Wagen", sagt Dolly voller Verwunderung.

„Keinen eigenen. Das Hotel stellt ihn mir."

„Als Ihr Onkel starb ..." sagte Friedrich Vandekamp. „Sie wollten uns noch mehr erzählen ..."

„Hat er mich zu seinem Erben eingesetzt. Ich war schon als Lehrling bei ihm eingetreten. Ich habe ihm viel zu danken, denn er war ein vorbildlicher Kaufmann."

„Und jetzt sind Sie der Inhaber?"

„Der einzige. Und das ist gut so. Man ist selbständig, ganz auf sich angewiesen, freilich auch allein verantwortlich."

Sie haben den Wagen verlassen. Vorbei an großen, meist gut erhaltenen Gräbern wandern sie das Lavapflaster der Straße aufwärts. Die gewaltigen Bogenreihen der Aqua Marcia und Claudia öffnen sich. Eng und dichter wird der Weg, von beiden Seiten mit hier schon stark verfallenen Grabdenkmälern eingefaßt. Dann sinkt die Sonne, und die Luft wird kühler.

Man besteigt den Wagen, der gefolgt ist, Dr. Muskate fragt, wohin er zum Essen fahren und ob er sich ihnen anschließen darf.

Dollys Blick gleitet fragend zu Friedrich Vandekamp hinüber, der antwortet, daß es ihm eine Freude sein würde.

Dr. Muskate hält vor dem Grand-Hotel, in dem er wohnt.

Schweigend sitzt Friedrich Vandekamp zwischen den beiden anderen, die sich lebhaft unterhalten.

Ferdinand Muskate hat viele Länder und viele Städte gesehen und weiß anziehend zu erzählen.

Um sie her ist geschäftiges Leben. Von einer verborgenen Empore klingt Musik.

Ferdinand Muskate fragt ritterlich, ob Dolly Lust habe, mit ihm zu tanzen.

Die dankte. Sie höre lieber zu.

Das Haus mit der Sonnenuhr.

Skizze von Heinz Ulrich.

Zum Fluß hinunter lief eine alte, sehr enge und bucklige Gasse. Gefleckte, düstere Wände standen zu beiden Seiten, es roch nach Bier und anderswo nach Äpfeln, aber auch die Äpfel rochen nach Bier. Die wenigen Türen, die rechts und links auf alte Höfe führten, sahen sinnlos und traurig aus, weil es keine Fenster über ihnen gab, nur hier und da eine Mauerlücke, denn die Fenster gingen sämtlich auf den Hof hinaus.

In einem dieser Höfe hing eine Sonnenuhr über dem Durchgang zu einem zweiten, kleineren Hof. Sie war berühmt bei Leuten, welche die Geschichte der Stadt kannten, und Sonntags standen oft viele Menschen auf dem Hof, die zur Uhr hinaufblickten und den Erklärungen eines großen Mannes zuhörten, der den längsten Bart trug, den wir je gesehen hatten. Auf der anderen Seite der Gasse lag ein altes Gefängnis, das längst ausgedient hatte, und die Leute, welche die Sonnenuhr besehen hatten, gingen mit angenehmem Schauder nach Hause.

Wenn man aus der Gasse kam, stand man auf einem großen, breiten, lauten Platz. Blinkende Läden, hohe Häuser, Menschen, Straßenbahnen, Omnibusse. Auto drängte sich hinter Auto. Und weil wir den Krach der Straße nicht immer liebten und uns der Park zu weit war, spielten wir oft in der Gasse.

Sie war schön für sich, aber die Höfe erschienen uns noch viel schöner. Da halfen nicht Schloß und nicht Hofhund, kein Schelten, kein Drohen und keine Ohrfeige. Wir sprengten die Höfe mit lautem Gebrüll, und wir kannten jeden Mann und jede Frau, die uns vertreiben konnten, so gut wie sie uns.

Viele von den Wohnungen wurden schon nicht mehr bewohnt, immer mehr wurden baufällig und leerten sich, größer und größer erstreckten sich die Risse über die Wände der alten Häuser, und große Spalten entstanden, als reiche die Luft nicht zum Atmen mehr, wenn sie die scheibenlosen Fenster durchströmte. Und dann wurden die Häuser abgerissen.

Aber als wir da spielten, war nur das Haus mit der Sonnenuhr leer und noch nicht lange, denn die Läden vor den Fenstern im Erdgeschoß hielten dicht, und Scheiben glänzten im ersten Stock. Wir suchten voll Eifer den Eingang, aber wir fanden ihn nicht. Bis sich eines Tages, als wir vor dem Pförtner flüchteten, eine Tür vor uns auftat, Gänge da waren, Türen sich öffneten, Treppen unter unseren Tritten stöhnten, und wir endlich merkten, wo wir waren: im Haus mit der Sonnenuhr.

Über der Uhr lehnten wir im Fenster und besahen uns den Pförtner, der uns verloren hatte und überall suchte.

„Ssst, Onkel Otto!" rief Paul ihm zu, und der Mann drehte sich staunend im Kreis, bis er uns endlich gewahrte. Er begann zu schimpfen. Wir lehnten uns gemütlich aus dem Fenster, wie Leute, die einen schönen Morgen verbringen und hörten uns sein Schelten an. Wir gähnten. Wir riefen ihm zu, er möge sich nur nicht so aufregen, wir erinnerten ihn an seinen warmen Ofen und schlugen ihm ein heißes Bad für seinen Schnupfen vor.

Aber der gute Mann riß den Mund nur noch weiter auf als bisher und brüllte noch lauter. Er rüttelte an allen Türen, doch die richtige fand er nicht. Hätte er uns statt Prügel eine Belohnung angeboten, wir hätten ihm den Eingang auch nicht mehr zeigen können, soviel Türen gab es da, und eine sah aus wie die andere. Schließlich war er so aufgeregt, daß er auf dem schiefen Pflaster zu stolpern begann.

„Fall langsam, haste mehr Genuß!" rief Paul ihm zu. Da gab der Wächter es auf und verschwand. „Er holt Verstärkung", stellten wir fest. Und darum hielten wir es für geraten, schleunigst zu verschwinden. Wir hatten ihm auch zu arg mitgespielt! Aber, ach, das Verschwinden war leichter gesagt, als getan.

Wir liefen durch alle Räume, über alle Treppen, durch Kochnischen und dunkle Kammern und schließlich gar auf den Boden hinauf, weil wir durchaus nicht das Erdgeschoß fanden. Umsonst! Wir fanden den Ausgang nicht wieder.

Langsam befiel uns die Angst. Nach Einbruch der Dämmerung erschreckten uns Schritte, die wir hörten und nicht erklären konnten, Fensterangeln, die von selbst ihre Fenster ausschwangen und mißtönend kreischten und leise klagten. Wir hörten es drohend knistern, überall knistern. Schatten wuchsen durch die Fenster. Die Laternen flammten müde auf und machten alles, was wir sahen, noch trostloser, alles, was wir nur hörten, noch schrecklicher, gefährlicher.

Ach, wie gern hätten wir unsern Pförtner bei uns gehabt! Der aber war fort. Wir selbst hatten ihn vertrieben. Eingeschlossen waren wir, eingesperrt, dicht hinter dem alten Gefängnis selbst nun gefangen. Auf wie lange? Wir vergaßen fast, daß wir Hunger hatten, als wir so am hellsten Fenster standen und einander furchtsam in die Augen sahen.

Wir waren ja so jung. Und wir waren so alt geworden, so dicht krochen wir aufeinander, daß wir gemeinsam Atem holen mußten und gemeinsam atmen, um unsern Platz zu behalten, und dennoch lähmten wir einander, jeder den andern, jeder sich selbst. So lächerlich klein waren wir.

Da hallten Schritte im Hof. Schlüssel klirrten. Türen wurden geschlagen. Wir taumelten hoch und warteten bang und froh. Wir hörten die Stufen einer Treppe knarren. Eine Stimme rief: „Wo sind die Lausebengels?"

Wir schrien und liefen dem Schall dieser Stimme entgegen. Eine Tür, eine, die wir übersehen hatten, tat sich auf, und in ihrem Rahmen stand unser Freund, der Pförtner. Er sah uns an und verstand alles. Er rächte sich nicht. Er ließ uns hinaus und lächelte. Nie wieder sind wir einem Menschen so dankbar, so aus ganzem, tiefen Herzen dankbar gewesen wie ihm!

Das Urmaß aller Dinge.

Entschleierte Geheimnisse der Cheops-Pyramide.

Es ist nicht allgemein bekannt, daß sich die mächtige Cheops-Pyramide bei Giseh auf das genaueste nach den vier Weltgegenden richtet. Mit diesem Monumentalwerk altägyptischer Baukunst hat es überhaupt eine besondere Bewandtnis. Je länger sich Archäologen, Astronomen und Mathematiker mit ihm beschäftigen, desto mehr Geheimnisse scheint es preiszugeben, gleichzeitig aber auch die Forschung vor immer neue Rätsel zu stellen.

Hunderttausend Sklaven arbeiteten im Schweiße ihres Angesichts zwanzig Jahre lang an dieser Pyramide, deren Grundfläche ein Quadrat bildet. Es zeugt für die peinliche Gewissenhaftigkeit der Ausführung, daß hierbei die Seitenlänge von 230,348 Metern bis auf winzige Längenunterschiede von 45 Millimetern eingehalten wurde. Ebenso wurde der Untergrund so gleichmäßig eben gestaltet, daß die höchste „Bodenerhebung" nicht mehr als ganze zwei Zentimeter beträgt.

Der französiche Forscher Moreaux hat, gestützt auf frühere Messungsergebnisse namhafter Gelehrter, eine Reihe neuer „Entdeckungen" an und in der Cheops-Pyramide gemacht, die das architektonische und mathematische Wissen der alten Aegypter in geradezu erstaunlicher Weise bekunden. Man weiß aus der Geschichte des ägyptischen Feldzuges Napoleons, daß mehrere Forscher, die sich im kaiserlichen Gefolge befanden, an Hand der Maße dieser Pyramide zu wichtigen geometrischen Berechnungen gelangten. So erwies es sich schon damals zur großen Ueberraschung, daß die Fortsetzung der Diagonalen besagter Pyramide haarscharf das gesamte Nildelta umfaßt und daß der Nord-Süd-meridian, der über die Pyramidenspitze verläuft, das Delta in zwei gleich große Gebietshälften teilt.

Auch die Astronomen und Geographen scheinen bei dem Entwurf ihre Hand mit im Spiele gehabt zu haben, wie Moreaux sich einwandfrei überzeugen konnte. So beträgt die Höhe der Cheops-Pyramide genau ein Milliardstel der Entfernung zwischen unserer Erde und der Sonne. Die Berechnung dieser Entfernung war immer eine schwer zu knackende Nuß für die Gelehrten. Der Grieche Aristarkos schätzte den Abstand auf 8 Millionen Kilometer, Kepler zwei Jahrtausende später auf 58 Millionen. Nach ihm gelangte man schätzungsweise auf 132 Millionen, und die moderne Wissenschaft endlich setzte die Entfernung auf rund 149 Millionen Kilometer fest. Diese Zahl aber kannten, wie neue Untersuchungen ergaben, die Aegypter bereits vor fünftausend Jahren. Multipliziert man nämlich die Höhe der Cheops-Pyramide mit 1000000, so kommt man auf 148,208,000 Kilometer und damit auf die mathematisch genaue Entfernung zwischen Erde und Sonne. Der über die Spitze verlaufende Nord-Südmeridian ist übrigens der einzige, der vom Nord- zum Südpol am meisten Land und am wenigsten Wasser passiert. Er teilt die von Menschen bewohnbare Erdoberfläche ebenfalls in zwei gleiche Hälften. Schlägt man um die Pyramidenspitze als Mittelpunkt einen Kreis, parallel zum Aequator, um die Erde, so umschließt dieser Kreis das meiste Land im Verhältnis zum Wasser. Es wirkt fast so, als hätten bereits die alten Aegypter vor mehreren Jahrtausenden die Erde karthographisch genau aufgezeichnet.

Fast alle Maße des Riesenwerkes stimmen mit mathematischer Genauigkeit. So gleicht beispielsweise der Umfang der Pyramidenbasis dem eines Kreises, dessen Halbmesser die Pyramidenhöhe ergibt. Erstaunlich ist es ferner, daß die Aegypter die später erst im fünfzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung für die Kreisrechnung als wichtige Größe ermittelte Zahl Pi gekannt haben müssen und sie richtig mit 3,14159, also auf fünf Dezimalstellen genau beim Pyramidenbau einsetzten. Mit dem Bau der Pyramiden beginnt überhaupt erst die Geschichte der Meßkunde. Im Aegypten der Pharaonen gab es zwei Maßsysteme, eins für das Volk und eins für die Priester und Gelehrten, das als heilig angesehen wurde. Dieses heilige Maß nun gelangte auch beim Pyramidenbau zur Anwendung. Es betrug genau 365.660 Millimeter. Hängt man sieben Nullen an diese Längeneinheit, so ergibt dies genau die Entfernung von jedem der Pole bis zum Erdmittelpunkt! Rätsel über Rätsel! Multipliziert man die Länge des Vorraumes der Cheops-Pyramide mit der Größe Pi, also mit der Zahl 3,14159, so kommt man auf 365,242, auf die genaue Anzahl der Tage eines Jahres. Um die Erddichte zu ermitteln braucht man nur den Rauminhalt der Cheops-Pyramide mit der Zahl 2,06 zu multiplizieren, das heißt mit der Dicke jedes der Steine, aus denen sich das Bauwerk zusammensetzt. Und dieser Rauminhalt ist erwiesenermaßen das Urhohlmaß für Getreide, das heute noch in England verwendet wird! Somit erweist sich die Pyramide, wie schon die Gelehrten Napoleons rühmend hervorhoben, als „ein metrisches Monument, bestimmt, die Einheit der nationalen Maße für Jahrtausende zu bewahren".



Lustige Ecke



Der Zartfühlende.



„Ich liebe dich ständig! — Ich liebe dich ständig! — Bist du nun zufrieden?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z. o. p., beide in Bromberg